

sie in Worten kaum ausgedrückt werden können. Man muß sie fühlen, zutiefst auskosten und auf sich wirken lassen, anderen mitteilen aber kann man sie nicht.

Heute bin ich wieder in der Stadt, die erfüllt ist mit Lärm und hektischer Betriebsamkeit. Wenn ich manchmal in einer stillen Stunde an die Tage zurückdenke, die ich an dem See verbringen durfte, so erinnere ich mich nicht allein an die gute Beute, sondern auch an die vielen Stimmungen, Reize und Spannungen, die ihren wahren Erlebnisinhalt ausmachten. Es waren die Morgenstunden, wenn ich im Dämmerlicht der Fischerstube meine Angelgeräte zusammensuchte, um dann hinauszutreten in den stillen erwachenden Tag, es waren die Flügelschläge der Enten und die zit-

ternd verlaufenden Wellenkreise aufgehender Fische. Es war auch die Sonne über dem Wasser, der Wind, der Nebel und der Regen.

Mit der Stimmung der Fischertage am See war auch der Reiz des Hüttenlebens verbunden: das knackende Ofenfeuer am Abend, die leis pfauchende Lampe und das warme Braun der balkenen Wände. Dies alles zusammen, und noch vieles, was nicht in Worten gesagt, vielleicht in Musik ausgedrückt werden könnte, hat für mich die Weite und Tiefe des anglerischen Erlebnisses am See ausgemacht.

Wer dies nicht fühlt und erfaßt, der kann wohl ein sehr erfolgreicher Angler sein, niemals aber ein wahrer und echter Fischer.

J. K. HÖDL:

Zwei Tage zu spät

Die Tage nach den Ferien waren mit allen möglichen Terminen und Arbeiten ausgelastet, manches Aufgeschobene mußte erledigt werden und ich kam zu gar nichts — auch nicht zum Fischen.

Dabei ging draußen der Sommer langsam zu Ende und schon webten die Fäden des Altweibersommers durch die Straßen der Stadt. Kurze Minuten konnte ich nur an meine große Liebe, die Fischwaid, denken. Wie schön wäre es doch jetzt am Wasser und wie erregend der Drill mit der herbstlichen Fliege! So aber kämpfte ich verbissen mit einem Berg Arbeit und doch wollte ich noch unbedingt vor Torschluß der herrlich „Rotgetupften“ meine Aufwartung machen. Doch unaufhaltsam wie die kleinen Wellen dahineilen, so eilt die Zeit und steht nicht still. Als ich endlich einen Tag frei hatte, da war es zu spät! Um zwei Tage zu spät, die Jagd mit der Angel auf die Rotgetupfte war zu Ende. Doch noch steigt die Regenbogenforelle, tröste ich mich selbst, und der seßhaft gewordene Fremdling in unserem Gewässer ist ein tapferer Kämpfer. Aber sehr launenhaft und scheu ist er jetzt

geworden. Um ihn zu überlisten, bedarf es manch guter Fischertugend: Geduld, Ruhe und Vorsicht! Es ist noch zeitig am Morgen und doch nicht mehr so früh, wie in den warmen Sommernächten, wo ich oft schon beim Vollmond unterwegs zum Wasser war. Die Nebel wallen und ziehen heute, und die alten Weidenstümpfe draußen am Bach haben fast menschliche Gestalt. Der Weg in mein Revier ist heute lang, die graue, brodelnde Mauer hemmt meine Ungeduld und verschluckt den Lärm des Motors. Eben husche ich an einer Straßentafel vorbei und gleich kommt das erste Haus des kleinen Dorfes. Ich bin am Ziel! Mein Parkplatz ist unter einer uralten, mächtigen Kastanie, die schon oft schützend und schirmend ihr Blätterdach über meinen Wagen hielt.

Rasch schlüpfte ich in mein Fischergewand, ziehe die Wasserstiefel über und nehme Rute und Korb. Im nassen Gras zeichnen sich die Spuren meiner Stiefel und eine fahle Sonne kämpft mit den ziehenden Nebelschwaden. Nun stand ich am Wasser! Tief atme ich den lang entbehrten Geruch der

Minze und leise glucksten die Wellen. Vorsichtig blicke ich hinauf und herunter, aber nichts rührt sich, keine Forelle steigt. Also weg mit der Fliege, ein kleiner dunkler Blinker wurde ausgewählt und durfte fliegen. Fürwahr, ein guter Griff, wie ich später feststellen konnte. Mit einem sanften Pendelwurf flog der Brave quer über das kleine Wasser und zappelt und zuckend zog ich den kleinen Gaukler zu mir. Ein erregendes Gefühl hatte mich erfaßt, ich stand wieder einmal ganz im Banne der Fischwaid. Oft und oft staunte ich, wie mich der uralte Trieb immer aufs neue in seine Fesseln schlug und die Jagdleidenschaft nach dem Schuppenwild mich packte.

Der Platz hinter der Straßenbrücke brachte mir die erste schillernde Regenbogenforelle und damit einen Teil meiner Ruhe wieder. Heute fischte ich anders als sonst. Keinen bekannten oder bequemen Stand suchte ich auf, ich drang ins dichteste Unterholz so leise wie möglich und versuchte akrobatische Würfe auf kleinstem Raum. In kurzer Zeit war ich schweißgebadet vom Kampf mit den teuflischen Dornen und Ästen. Wild pochte mein Herz und ich schnaufte wie ein Bär. An eine alte Erle gelehnt, werfe ich aufwärts, ein Riß, ein Schlag und unter mir kocht und sprüht das Wasser. Schnur geben, Schnur einholen, wir Fischerkameraden kennen es alle und träumen davon. Dann lag „Sie“ vor mir im nassen Gras, eine Regenbogen-Schönheit von zwei Pfund. Die Schläfen hämmern wie wild, ich muß mich ausklingen lassen. Behutsam streichen meine Finger über die Flanken der prachtvollen Beute, und ich hatte keine Ahnung, was noch kommen sollte! Eines wußte ich: meine heutige Taktik war richtig. Alle offenen Stände waren im Sommer zu sehr beunruhigt worden, nur die jungfräulichen Plätze brachten Erfolg. Dort standen die Heimlichen, alle längst einmal überlistet und durch die Gnade St. Petri wieder freigekommen. Sie zu bekommen, waren viele Schweißtropfen wert. Baumforellen gab es ohne Zahl, doch nie verlor ich den Blinker. Nun stand ich in einem mächtigen Haselbusch, meine Rute war nur ein Zweig davon. Leise pendelte ich die

Rute aus und sanft wie eine Flocke fiel der Blinker ein. Ich ließ ihn sinken und dann mit kurzem Ruck hochschnellen, und wie ein Blitz sauste ein dunkler Körper von der jenseitigen Uferböschung los. Automatisch hieb ich an, fast zu früh, aber schon bog sich die Rute. Es war ein schwerer Kampf und noch schwerer die fast unmögliche Landung. Der Haselbusch, zuerst mein Verbündeter, wurde zum Schluß mein grimmigster Feind. Aber ich blieb Sieger mit zerrissener Jacke. „Sie“ war auf den Millimeter so groß wie die erste und auf das Gramm so schwer wie sie! Zwei Pfund!

Du sollst die Götter nicht versuchen, raunt nun eine Stimme, bescheide dich und ziehe heimwärts, Fischer!

Aber das Fieber, das verdammte Jagdfieber, hat mich in seinen Klauen wie noch nie. Abgekämpft schufte ich mich weiter durch Dornen und Beerensträucher, von Zeit zu Zeit fühle ich nach der Beute. Es gibt neue Kraft und unverdrossen fische ich weiter. Der Nebel war längst verschwunden, die Sonne aber auch, und schwarze Wolken drohten vom Himmelszelt. Ich war naß oben und unten. Oben vom Schweiß und unten vom tauigen Gras, doch Petris Jünger sind aus gutem Holz geschnitzt. Weit ranken die Zweige des Unterholzes übers Wasser und bis zur Brust stand ich darin verborgen. Hier gab es nur einen leichten Überkopfwurf, der Einfall war nicht gerade ideal. Langsam kurble ich den Blinker zu mir, und fast zu meinen Füßen erfolgt der Anbiß. Ein schwerer Fisch hatte den Blinker genommen und war sofort wieder unter den überhängenden Zweigen verschwunden. Ich hatte kein gutes Gefühl und sollte recht behalten. Zuerst war der Fisch nicht herauszubekommen und dann stand vor mir — eine kapitale Bachforelle — um zwei Tage zu spät! Sie war größer und dicker als meine beiden gelandeten Fische und ich versuchte sie zu schätzen, doch wozu die Qual von uns beiden. Ich unternahm alles, sie freizugeben, der Fisch stand mitten in den hängenden und wippenden Zweigen und ich konnte nicht zu ihm und er kam nicht zu mir. Einige Male versuche ich die Rute zu heben, dabei

hatte ich das Gefühl: jetzt gibt es bald einen gefürchteten Krach. Ich war verzweifelt, legte die Rute ab und tat das Unwahrscheinliche. Ich nahm die Schnur und rutschte vorsichtig ins Wasser. Sie war noch immer am Haken. Plötzlich machte es einen mächtigen Plumps, ich sauste ins Wasser und die Forelle war weg. Das kalte Wasser ernüchterte mich sofort, und ich krabbelte auf allen Vieren heraus. Hätte ich nur auf die Stimme gehört, die Götter nicht zu versuchen! Inzwischen hatte der

Himmel seine Schleusen geöffnet und gab mir den Rest. Ich wankte zum Wagen, der mich, wie immer, unter sein schützendes Dach nahm. Das anschließende Strip-tease war nicht ohne, bis ich endlich trockengewickelt war. Auf der Heimfahrt hielt ich mitten im stärksten Regen und beugte mich nach rückwärts. Dort lagen sie offen in ihrer ganzen Schönheit auf grünen Blättern: zwei kapitale Regenbogenforellen, große Kämpfer vor dem Herrn. Die dritte kam zu spät, sie und ich — um zwei Tage.

Udo Kruczewski

Eigenes Wasser

Kilometer um Kilometer frißt der Wagen auf der von Birken eingefassten Heide-landstraße und bringt mich meinem Ziel, einem einsamen Heideflüßchen, näher. Kopfsteinpflaster, ein Stück sehr schlechte Wegstrecke, rechts das Bauernhaus liegenlassen, dann noch die kleine Brücke mit dem links liegenden Gedenkstein für einen 1890 von Wilderern erschossenen Förster, und ich kann auf die Bremse latschen. Der Motor beendet langsam sein in dieser herrlichen Landschaft störendes Geräusch, gibt seinen Geist auf, und es ist ruhig um mich. Tür auf, ein kurzes Recken meinerseits, und ein strahlender Morgen mit Vogelgezwitzschern und ein von Tau durchtränkter, grüner Teppich empfängt mich an der „kleinen Aue“ Es ist wirklich nur ein kleines Heideflüßchen. Noch nie ist hier ein Hecht über dreieinhalb Pfund an den Haken gegangen, weiter oben ist noch niemals die Forelle über eineinhalb Pfund an Land gezogen worden. Die paar Barsche, die drinn sind, wiesen stets Untermaß auf. Das einzige, was hier gut gedeiht, sind die Weißfische. Der Hecht, dem auch heute mein Pirschgang gilt, führt ein sattes Dasein und wird doch nie größer. Aber das macht alles nichts.

Es ist heute schwer, ein eigenes Wasser zu bekommen, und als wir seinerzeit dieses kleine Flüßchen entdeckten, glaubten weder mein Freund noch ich, daß wir hier jemals auch nur einen Schwanz zu sehen bekom-

men. Nun, im Laufe der Wochen, Monate und zwei Jahre kam manches an den Drilling, Zwilling und Einhaken, mit Stipp-, Grund- oder Spinnangel, was wir nicht für möglich gehalten hatten. Ein Gast hatte sogar mit der Flugangel Petri-Heil gehabt, und wir waren mit unserer 4 km langen Strecke sehr zufrieden. Das einzige, was störte, war, daß der „Fluß“ mit einer Breite von etwa 1,5 bis 2,5 m fast gradlinig verlief. Nur wenig Ausbuchtungen waren vorhanden, und wir konnten zuerst nur schlecht feststellen, wo z. B. der Hecht stehen sollte. Doch auch das hatten wir mit der Zeit herausbekommen.

Es geht eben nichts über ein eigenes Gewässer. Ist es auch noch so klein, der Witz ist, man beschäftigt sich damit, hegt und pflegt es, und man fühlt eine ganz eigenartige Verbundenheit zu diesem Stückchen Erde. Denn mehr als das Wasser und 1 m Grünstreifen gehört einem ja nicht.

Das Kind wurde aber mit dem Bade ausgeschüttet. Die „kleine Aue“ liegt in netter und anheimelnder Heidelandschaft, und wir sind somit gleichzeitig auch davon Nutznießer. Denn ein bißchen Romantik gehört dazu. Bäume, Wiesen, Felder, Wild und das ganze Drum und Dran. Wer hier, wie zum Beispiel wir, gleichzeitig gern das Wild in den Wiesen, den Raubvogel etc. beobachten will, kommt bestimmt auf seine Kosten.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Österreichs Fischerei](#)

Jahr/Year: 1969

Band/Volume: [22](#)

Autor(en)/Author(s): Hödl Josef K.

Artikel/Article: [Zwei Tage zu spät 187-189](#)